Familienblätter
Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 39. Posen, den 24. September. 1893.

Der Roman eines armen jungen Schauspielers.

Wahrheit und Dichtung von Heinrich Grans.

(Schluß.)

Um sich für seine Vorträge das erforderliche Material zu verschaffen, eilte Döring in die einzige Buch- und Musikalienhandlung der Stadt, welche auch den Billetverkauf für das Konzert übernommen hatte, und fand in dem Besitzer derselben, Herrn Dürand, einem noch jungen Manne, einen großen Kunstenthusiasten, der auch dem Theater nicht ganz fern stand; denn ein naher Verwandter von ihm war der Musikdirektor Bierey, der damalige Pächter und Direktor des Breslauer Aktien-Theaters.

Nach längerer Erwägung und Berathschlagung entschied sich Döring endlich für den Vortrag zweier klassischer Dichtungen, einer ernsten, der Schillerschen „Kraniche des Ibycus", und einer humoristischen, des Bürgerschen „Abts von St. Gallen". Mit großer Freundlichkeit lud ihn der Buchhändler ein, in sein Ladenstübchen einzutreten, und hier entwickelte sich im Laufe des Gesprächs eine starke, gegenseitige Zuneigung, insbesondere rief Dörings Erzählung von seinen widerwärtigen Schicksalen bei dem jungen Dürand die Gefühle innigster Theilnahme und herzlichster Freundschaft hervor, die zu beweisen er bald Gelegenheit finden sollte.

Das Konzert war nur mäßig besucht, aber die Ausführung desselben erregte allgemeine Bewunderung; namentlich waren es der Vortrag in der schwierigen Arie der „Königin der Nacht" durch die Konzertgeberin, sowie derjenige des „Abtes von St. Gallen" durch Döring, welche durchschlagenden Erfolg hatten. Die trockene Komik, welche, wie bereits früher erwähnt, dem jungen Schauspieler zur Verfügung stand, wirkte so zündend, daß das Publikum, zum Zeichen höchster Befriedigung, nach einer Wiederholung seiner Darbietung verlangte, welchem Begehren indeß keine Folge gegeben wurde. Allgemein aber wurde der dringende Wunsch nach einem zweiten Konzert kundgethan und es fanden sich sogar Kunstfreunde, welche eine Garantie für dasselbe übernahmen; doch auch dieses Verlangen blieb unerfüllt, da die Sängerin in Liegnitz erwartet wurde und bereits am frühesten Morgen des folgenden Tages dahin abreisen mußte. Döring, der sich bereits seit mehreren Tagen unwohl gefühlt hatte, wünschte sich noch etwas auszuruhen, bevor er seine Reise nach Breslau fortsetzte, und empfahl sich deshalb noch am Abend von der Sängerin und ihrer Schwester, bei welcher Gelegenheit zwei Goldstücke als Honorar für seine Mitwirkung in seiner Hand zurückblieben.

Das Schicksal schien Dörings Muth auf eine neue, schwere Probe stellen zu wollen. In der Nacht erkrankte er; ein heftiges Fieber, das sich bis zum Delirium steigerte, erfaßte den Vielgeprüften. Ueberall glaubte er Lili zu sehen, die bei jeder Annäherung vor ihm in endloser Ferne verschwand; dann wieder rezitirte er ganze Scenen und Monologe aus seinen Lieblingsstücken, oder er sang mit leiser Stimme die damals auftauchenden Polenlieder.

Der Wirth, der fürchtete, diese Krankheit, die jedenfalls typhöser Art war, möchte den Besuch seines Hotels schädigen, überlegte schon, wie er sich am besten des Komödianten entledigen könnte, als der Buchhändler Dürand erschien und sich des armen Verlassenen hilfreich annahm. Auf den Rath seines Arztes wurde der Kranke — zur großen Erleichterung des Wirthes — in das städtische Lazareth überführt, nachdem Dürand sich bereit erklärt hatte, alle Kosten der Aufnahme tragen zu wollen. Als ein echter Freund sorgte er für alles Nöthige und empfahl den Kranken der Obhut einer Diakonissin mit so herzlicher Dringlichkeit, als wäre er sein nächster Verwandter.

Wochen vergingen, bevor sich Döring wieder von seinem Krankenlager erhob, und als er endlich in die Rekonvaleszenz eintrat und zum ersten Male in den Spiegel sah, schaute ihm daraus ein fremdes bleiches Gesicht entgegen, auf dessen Stirn nicht mehr das Haar in vollen Locken fiel, und dessen matte Augen von schwarzen Ringen umgeben waren. Indessen die Kraft der Jugend, sagt man, „überwindet selbst die Tücke des Teufels," und so erschien endlich der Tag, an welchem Döring wieder hergestellt war und die Stadt und den treuen Freund verlassen konnte, um seine so traurig unterbrochene Reise fortzusetzen. Von den besten Wünschen Dürands geleitet, der ihm ein Schreiben an seinen Schwager Bierey mitgab, worin er ihn auf's Wärmste empfahl, sowie in herzlichster Weise mit Liebesgaben mancher Art bedachte, bestieg er den Postwagen, aus dessen Fenster noch lange die Flagge der Freundschaft dem tiefbewegt Nachblickenden zuwinkte.

Berührte ihn der Abschied von seinem Freunde schmerzlich und wehmüthig, so hatte es ihn doch noch schmerzlicher getroffen, daß sich auf der Post, trotz wiederholter Nachfrage, kein Brief von Lili vorgefunden. Was mußte vorgefallen sein, um das starke, energische kleine Mädchen abzuhalten, ihr Versprechen zu erfüllen? Wurde sie von der Mutter wirklich so streng überwacht? Oder hatte sie sich am Ende doch der mütterlichen Gewalt beugen müssen und den Herrn Lemmke — — Er lächelte und warf diesen Gedanken weit von sich. Die Erinnerung an Lilis Worte verscheuchten einen solchen Verdacht:

„Eher würde ich in die Memel springen, als der Mutter gehorchen und Dich, mein Theodor, lassen!" —

Er wurde ruhiger und tröstete sich endlich mit dem Gedanken, daß Lilis Brief für ihn bereits in Breslau angelangt sei, indem sie durch Zufall erfahren, daß in Glogau augenblicklich das Theater geschlossen sei.

XI. Kapitel.

„Lachen müssen bei Herzeleid, unter Thränen Späße machen, das gehört auch zu jenen Kunstleistungen, für welche man an der Kasse kein Entree bezahlt, und zu jenen Geheimnissen der Schauspielkunst, die noch kein Kritiker ergründet hat."

Gutzkow.

Das damalige, an der Ecke der Taschen- und Ohlauerstraße gelegene Breslauer Theater war ein Aktienunternehmen; das Haus, in welchem es einquartiert war, trug den wenig poetischen Namen „Die kalte Asche". Die inneren Räume waren ziemlich beschränkt und entbehrten jedes Komforts, ja, sie konnten nicht einmal geheizt werden, und doch fühlte sich das Publikum in dieser kleinen, „armseligen Musenhöhle," wie Holtei sie nannte, überaus behaglich und zufrieden. Der Rapport zwischen dem Publikum und den Künstlern war ein intimerer, als heutzutage in unseren großen, vornehmen Häusern; die Aufmerksamkeit der Zuschauer wurde durch keine prächtigen Aeußerlichkeiten abgezogen, sondern richtete sich ausschließlich auf die gebotenen Darstellungen. Eine Art von Familieninteresse begleitete alle bemerkenswerthen Vorgänge des Künstlerlebens, sowohl auf als außer der Bühne. Die „Kalte Asche" hatte bis zum Anfang der dreißiger Jahre ein fast klassisches Renommee in der Theaterwelt. Auf diesen Brettern bildeten sich Ludwig Devrient, Anschütz, Seydelmann und Andere zu den großen Künstlern aus, als welche sie später an den ersten Bühnen glänzten. Das rasche Wachsthum der Bevölkerung Breslaus veranlaßte später den Bau eines schönen, neuen Theaters, und so wurde denn am 11. November 1841 die „Kalte Asche" geschlossen und bald darauf niedergerissen; nur eine Tafel an der Ecke der Taschenstraße bezeichnet den Ort, wo sie einst gestanden, den Ort, wo so mancher Künstler in dem alten, lieben, engen Hause vielleicht die glücklichste und anregendste Epoche seines Lebens verbracht und mancher Theaterfreund seine ersten und tiefsten Eindrücke empfangen hatte.

Ein Biograph Theodor Dörings berichtet: „Der junge Künstler kam unter den kümmerlichsten Verhältnissen nach Breslau." Dies war in der That der Fall. Die Spuren der eben erst überwundenen schweren Krankheit, die nagenden Sorgen über Lilis Schweigen — auch in Breslau fand er keinen Brief von ihr — sowie die beschränkten Mittel, welche ihn zu Entbehrungen mancher Art verurtheilten, das Alles war wohl geeignet, ihn an seinem Geist und Körper hart mitzunehmen. Es ist kaum glaublich, was ein aufstrebender junger Künstler aus Liebe zu seiner Kunst zu leiden vermag!

Wie schon berichtet, war der zeitweilige Pächter und Direktor der „Kalten Asche," E. Vierey, der Verwandte Dürands. Was Döring unter der Hand über ihn vernahm, war nicht sehr erfreulich. Als früherer Musikdirektor des Theaters hatte er seine Stellung dazu benutzt, die Verhältnisse der Mitglieder auszuspionieren, welche Kenntniß er dann als Direktor dahin verwerthete, daß er die Gagen herabdrückte. Sein Geiz machte ihn bei dem gesammten Personal mißliebig. Mit der Presse stand er ebenfalls auf feindlichem Fuße und namentlich mit dem gefürchteten, allmächtigen Redakteur und Bühnendichter Schall. Unter solchen Umständen trug sich Vierey mit dem Gedanken, von der Leitung der Bühne zurückzutreten.

In Anbetracht dieser Verhältnisse durfte Döring kaum erwarten, mit seiner Bitte um Engagement berücksichtigt zu werden, und doch war ihm das Glück oder der Zufall diesmal hold. Durch das heimliche Ausscheiden eines beliebten, vielbeschäftigten Schauspielers war Vierey in augenblickliche Verlegenheit gerathen, und so nahm er das Anerbieten des jungen Mannes um so bereitwilliger an, als dessen Gagenforderung eine bescheidene war.

Döring trat auf und gefiel in komischen wie ernsten Charakterrollen ausnehmend. Die Kritik brachte seinen Leistungen großes Wohlwollen entgegen und bezeichnete ihn bald als würdigen „Dritten im Bunde" mit den Lieblingen des Breslauer Publikums Friedrich Beckmann und August Wohlbrück. Von diesen beiden Künstlern war ihm der erste in seiner gemüthlichen schlesischen Weise herzlich und kollegialisch entgegengekommen. Das war aber von Seiten Wohlbrücks nicht der Fall. Jedes neue Mitglied wurde von ihm mit scheelen Blicken angesehen, namentlich wenn es seinen Rollenkreis nur irgendwie zu streifen wagte.

Originell, wenn auch nicht sehr rücksichtsvoll, war der Empfang, den Döring bei dem Künstler fand, als er dort seine Visite machte, um seinen Empfehlungsbrief zu übergeben. Nachdem er gemeldet worden, rief Wohlbrück mit scharfer, verdrießlicher Stimme: „Soll hereinkommen!" und als Döring das Zimmer betrat, bot sich ihm ein unerwarteter und seltsamer Anblick dar. Auf einem großen Tische, die Arme und Beine von sich gestreckt, lag Wohlbrück entkleidet auf dem Rücken.

Als sich Döring unter Entschuldigungen verlegen zurückziehen wollte, rief er ihm zu: „Bleiben Sie und nehmen Sie Platz! Mein verfl . . . Hexenschuß hat mich heute wieder einmal gewaltig gepackt und da ist dies das einzige Mittel, mir etwas Ruhe zu verschaffen." Und ohne seinen Standpunkt oder richtiger, seine Lage aufzugeben, setzte er die Konversation weiter fort, während Döring sich dabei in steter Verlegenheit befand, so daß dieser aufathmete, als er endlich die Thür des Zimmers hinter sich geschlossen hatte.

Die im Stillen gefürchtete Katastrophe mußte endlich hereinbrechen. Da Döring auf alle an Lili gerichteten Briefe ohne Antwort verblieben war, schrieb er an Löwenbrand, vertraute ihm sein ganzes Herzensgeheimniß an und beschwor ihn im Namen der Freundschaft um volle Wahrheit. „Ich bin gefaßt, lieber Freund," schloß er, „das Schrecklichste zu hören, nur ende diese Gewißheit, die mir am Leben nagt!"

Die Antwort ließ nicht auf sich warten. In schonender und herzlicher Weise theilte ihm der Freund mit, daß Lili schon seit mehreren Wochen nicht mehr am Leben sei. Ueber die Ursache ihres Todes seien verschiedene Gerüchte im Umlauf, die sich indeß alle in dem Punkte begegneten, daß das arme Mädchen seinen Tod im Wasser gefunden habe. Ihre Mutter erzähle, daß Lili bei einer Kahnfahrt auf der Memel, die ein Herr Lemmke mit den Damen unternommen, sich über den Bord des Schiffes gelehnt habe, um eine Wasserrose zu pflücken, und dabei verunglückt sei. Die andere Lesart laute, daß sie sich selbst den Tod gegeben habe. Warum? wisse Niemand. Die Mutter sei über Nacht weiß geworden, verfluche sich und die Welt und geberde sich wie eine Sinnlose. Die Leiche des lieben Kindes sei trotz aller angestellten Nachforschungen und einer von Herrn Lemmke ausgesetzten großen Belohnung nicht aufgefunden worden; man vermuthe, die Memel habe sie dem Meere zugeführt.

Eine grauenhafte Ruhe überkam den armen, jungen Mann, als er den Brief gelesen hatte; keine Thräne zeigte sich in den brennenden Augen, die wie abwesend ins Leere starrten. Es giebt Schmerzen, die sich so tief in das innerste Herz eingraben, daß der befreiende Quell der Thränen versiegt. Mechanisch griff Döring nach seinem Hut und verließ das Zimmer. Wohin er gehen wollte? Er wußte es selbst nicht. Nur ins Freie strebte er hinaus und machte erst Halt, als er sich am Gestade der Oder befand. Hier ließ er sich nieder, zog den Brief wieder hervor und las ihn noch einmal; dabei bewegte er die Lippen, als spräche er zu Jemandem, und plötzlich rief er: „Verfluchtes Weib, das sie verkuppelt!" und riß den Brief in kleine Stücke, die der Strom rasch davon trug. Nach langer Rast erhob er sich ruhiger und flüsterte: „Wir sehen uns wieder, Lili! — Gute Nacht! — Ich folge Dir, sobald ich kann." — —

Als er in seine öde Wohnung zurückgekehrt war, löste sich endlich der Schmerz in Thränen; er sank schluchzend auf einen Stuhl, verbarg das Gesicht in seinen Händen und weinte.

Die Dunkelheit war bereits hereingebrochen, als die Magd an die Thür klopfte und ihn an seine Dienstpflicht erinnerte. Rasch sprang er auf, warf die nöthigen Garderobestücke in den

Theaterkorb und reichte ihn dem Mädchen. Die Kunst hatte ihn wieder gefangen genommen und im Augenblick jedes andere Gefühl zu verdrängen, jeden Schmerz zu ersticken gesucht. Eine Stunde später stand er vor den Lampen der „Kalten Asche" und entzückte das Publikum in dem Lustspiel „Die Drillinge" durch die meisterhafte Darstellung von drei verschiedenen Charakteren, worunter namentlich die köstliche Figur eines Sachsen, des sogenannten „dummen Jungen von Meißen", höchlich amüsirte und stürmischen Beifall entfesselte.

Niemand hätte wohl in dem bleichen, finsteren jungen Manne, der nach beendeter Vorstellung ohne Gruß still an dem Portier vorüber das Haus verließ, den gefeierten Darsteller wieder erkannt, der das Publikum soeben in jubelnde Heiterkeit versetzt hatte, während brennender Schmerz sein Herz durchwühlte.

Der Portier sah ihm kopfschüttelnd nach und äußerte zu seiner Frau: „Weiß der Himmel, wie's kommt: unsere besten Komiker sind auch immer die größten Hypochonder."

In dieser Nacht schlief Döring nicht. Immer und überall sah er das runde Kindergesicht seiner Lili, die blaß und traurig, einen Kranz von Wasserrosen auf dem blonden Köpfchen, in „seines Geistes Aug'" vor ihm erschien, um ihn zu trösten. Trösten? — war das überhaupt möglich, so konnte es nur der Zeit und seiner heißgeliebten Kunst gelingen. Jetzt flossen seine heißen Thränen, als er beim Schein der Lampe die Verse las:

„Mein Herz ist schwer, mein Herz ist krank,
Ich finde nicht Ruh' noch Glück;
Ich hatt' ein holdes Mädchen so lieb,
Sie ließ mich allein zurück." — — — — —

XII. Epilog.

Der Direktion Biereh war die Direktion Piehl unter Mitdirektion des Barons von Biedenfeld gefolgt und Döring, dessen gottbegnadetes Talent sich bei eisernem Fleiß zu einem Künstlerthum ersten Ranges aufgeschwungen hatte, verließ nun Breslau, um eine glanzvolle Ruhmesbahn zu betreten.

Nachdem er auf den Hoftheatern von Hannover, Mannheim, Stuttgart u. a. gespielt und überall die gleiche Anerkennung gefunden hatte, richtete er seinen Ehrgeiz darauf, von der letztgenannten Stadt, an die er lebenslänglich gebunden war, nach Berlin überzusiedeln, um die Stelle des soeben verstorbenen berühmten Seydelmann einzunehmen. Die Gnade des Königs ermöglichte es ihm, den Kontrakt zu lösen, und das höchste Ziel seiner Wünsche war erreicht.

In Berlin erfreute sich Döring des seltenen Glückes, bis zum Ende seines vielbewegten Lebens (1878) als gefeierter Liebling des Publikums der Hofbühne angehören zu dürfen. Die besondere Gunst Kaiser Wilhelms I. genoß er in solchem Grade, daß er — bei Gelegenheit seines fünfzigjährigen Künstlerjubiläums — als der erste aktive Schauspieler einen preußischen Orden erhielt.

Welch ein ausgezeichneter Erzähler und Humorist Döring gewesen ist, wird noch dem einen oder andern Leser erinnerlich sein, der einmal in der bekannten Weinhandlung von Lutter und Wegner an dem berühmten Stammtisch mit ihm zusammen saß. Eine besondere Würze erhielten diese Erzählungen und Anekdoten durch die Beweglichkeit seiner Gesichtszüge, in deren Ausdruck er mit gleicher Virtuosität die tiefste Tragik wie die übermüthigste Laune schnell erscheinen zu lassen vermochte.

Ich erinnere mich noch, daß wir einst lachend beim vollen Glase saßen und über Dörings vis comica in nicht enden wollende Heiterkeit ausbrachen. Das Gespräch nahm dann eine andere Wendung und Jemand nannte die Sängerin Lili Lehmann, welche am Abend vorher zum ersten male die „Norma" im Opernhause gesungen hatte. Bei Nennung dieses Namens war plötzlich die Heiterkeit aus Dörings Zügen verschwunden; ernste Falten bedeckten sein Gesicht und er setzte das volle Glas, das er eben an seine Lippen bringen wollte, wieder auf den Tisch. Eine tiefe Stille trat ein, dann sagte er: „Gute Sängerin, die Lehmann, aber — Lili sollte sie nicht heißen, das ist ein Kindername. — Lili!" — — —

Von der Macht der Mode.

Von Fritz Stahl.

(Nachdruck verboten.)

Wie alles Neue, so erregt auch jede neue Mode Widerspruch. Aber noch niemals hat dieser Widerspruch Erfolg gehabt.

Wollte man alle Streitschriften sammeln, die jemals gegen die Mode geschrieben worden sind, man bekäme eine ganz stattliche Bibliothek zusammen. Aber man würde mit Verwunderung sehen, daß zu allen Zeiten mit denselben Gedanken der Kampf geführt wurde. Sie müssen also nicht sehr wirkungsvoll sein, diese Gedanken, und billig sollte man ablassen, sie immer von Neuem zu wiederholen. Wissen doch die Frauen selbst den Widerstand ihrer zahlenden Hälfte, von dem man eher sich einiger Wirkung versehen könnte, siegreich zu beseitigen! Ein französischer Ritter des vierzehnten Jahrhunderts hat in einer Ermahnung an seine Töchter sehr ergötzlich geschildert, wie das gemacht wird, und jeder Ehemann wird aus eigenster Erfahrung bestätigen können, daß es noch heute merkwürdig ähnlich zuzugehen pflegt. Nur daß damals die Nerven und die Migraine noch nicht erfunden waren! „Ahmt nicht," so heißt es in jener Ermahnung, „die Frauen nach, welche, wenn sie ein Kleid von neuem Schnitte seh'n, zu ihrem Manne sagen: O, wie schön! Mein Lieber, ich bitte Dich, laß mich es haben! — Und wenn der Mann entgegnet: Meine Theure, die Frauen, die für verständig gelten, die und die, tragen es nicht, so antwortet sie hartnäckig: Was macht das; wenn eine es trägt, kann ich es wohl auch haben. Und so haben es eben bald alle. —

Die Mode des Reifrocks und der Puffärmel, die eben jetzt ihren Siegeszug durch die Welt beginnt, hat nicht verfehlt, den üblichen „Sturm der Entrüstung" hervorzurufen. Aber man ist diesmal nicht bei Worten stehen geblieben. Madame Cleveland ist einem Antikrinolinenverein beigetreten. Die young gentlemen von New-York und Dr. Oskar Blumenthal in Berlin, der jüngst einen alarmirenden „Kriegsruf" gegen die neue Mode hat erschallen lassen, stehen ihren Anhängerinnen gegenüber wie die Opposition der sechziger Jahre dem Ministerium Bismarck gegenüberstand: jene wollen ihnen keinen Mann, dieser will ihnen keinen Groschen bewilligen.

Das scheinen manchem vielleicht Dinge zu sein, die sich hören lassen, und die sie vorschlagen, haben es sicher ernst gemeint. Aber wirklich! sie werden nichts helfen.

Da ist Madame Cleveland! Ich will ihren Einfluß nicht unterschätzen und ihr nicht zu nahe treten. Aber es haben schon ganz andere Persönlichkeiten fruchtlos ihre ganze Autorität gegen neue Moden in die Wagschale geworfen. Ein Beispiel für viele! Welche Macht hatte im Mittelalter das Papstthum in der katholischen Christenheit? Gregor VII. konnte durch ein einziges Wort das deutsche Volk von seinem König trennen und Heinrich zu dem harten Gang nach Canossa zwingen. Als aber ein Papst eine Bulle gegen die Schnabelschuhe erließ, da zeigte es sich, daß denn doch auch diese scheinbar unbeschränkte Macht ihre Grenzen hatte. Seinen König verlassen, das ging noch an, aber ohne Schnäbeln an den Schuhen wollte Niemand in der Welt umherlaufen. Ja, nach Hagets böhmischer Chronik hat selbst der liebe Gott vergeblich gegen diese selben Schuhe sein Donnerwort gesprochen. Im Jahre 1372 ist dies denkwürdige Ereigniß eingetreten. Da schlug der Blitz in das Schloß Koschtialow bei Trebnitz und riß dem Grafen Albrecht von Slawietin und seinem Weibe die Spitzen von den Schuhen hinweg. „Solches war desselben Tages an anderen Orten mehr geschehen, nichtsdestoweniger ward aber die verdrießliche Hoffart nicht abgelegt, sondern, ein jeglicher trug sein Haupt empor und thät in seinem kurzen Röcklein und langspitzigen Schuhen als wie ein Storch einhertreten."

Was Wunder übrigens, da ja selbst das preußische Reglement es nicht verhindern kann, daß trotz der auf Millimeter genau vorgeschriebenen Maße die Offiziere jede Mode mitmachen, und heute auf Taille, morgen im englischen Schlotterpaletot die Herzen brechen. Also Frau Cleveland?!

Uebrigens will ich der geehrten Dame und denen unter ihren Mitschwestern, die Lust haben, es ihr nachzuthun, zur Mahnung und Warnung erzählen, daß noch immer Diejenigen, die gegen eine neue Mode protestirt haben, am Ende sie selber annehmen mußten. Sehr oft ist das der hohen Geistlichkeit passirt, die in früheren Jahrhunderten beim Kampfe gegen neue Trachten im Vordertreffen stand. Nachdem z. B. die englischen Geistlichen die erwähnten Schnabelschuhe als Sünde und Ketzerei verdammt und verflucht hatten, wurden sie ihnen dann selbst immer und immer wieder durch Konzilbeschüsse verboten. Noch lustiger ging es den Geistlichen mit der Allongeperrücke. Dieses hoffärtige Prunkstück, diese Erfindung der Hölle zu tragen, schien ihnen fast unsühnbares Verbrechen. Und von jeder Kanzel tönten herbe Worte gegen jene, die mit dem Teufelswerke sich schmückten. Als sie dann aber selbst die Perrücke

angenommen hatten, hielten sie zäh daran fest, auch als alle anderen sie ablegten. Jetzt erschien ihnen als Zeichen weltlicher Eitelkeit und sittlicher Verderbtheit, wenn einer sein eignes Haar trug, und der Kandidat, der es wagte, ohne Perrücke auf die Kanzel zu steigen, ward wohl gar von alten Heißspornen als unwürdig erachtet des geistlichen Amtes.

Man muß also recht vorsichtig sein. Es wäre doch sicher sehr peinlich, wenn im Jahre 189? Madame Cleveland in den Verein gegen Ablegung der Krinoline eintreten würde und ein respektloser Zeitungsschreiber sie an ihre krinolinenfeindliche Vergangenheit gemahnen würde. Es ist sehr schwer, den Muth seiner Meinungsänderung zu haben.

Auch für Herrn Dr. Oskar Blumenthal hege ich in dieser Beziehung ernsthafte Besorgnisse. — Es sind bei ähnlichen Gelegenheiten schon recht unangenehme Sachen passirt. Ein Beispiel ist besonders lehrreich. Die Krinoline wurde von der Geistlichkeit mit ähnlichen Liebenswürdigkeiten begrüßt wie die Allongeperrücke. Ja, in allem Ernste wollte man Frauen, die so weit sich vergessen konnten, dieses gottverhaßte Kleidungsstück zu tragen, vom Kirchenbesuch ausschließen. Es dauerte aber nicht lange, da petitionirten die Pfarrer bei ihrer vorgesetzten Behörde, man möge gütigst und geneigtest den Ehefrauen der in aller unterthänigster Ehrfurcht ersterbenden Bittsteller statt des üblichen einen Platz s zwei Plätze zur Verfügung stellen. Besagte Ehefrauen konnten mit ihren Reifröcken auf einem Sitze nicht Platz nehmen. Es wäre doch recht peinlich für Herrn Direktor Blumenthal, wenn er sich binnen Kurzem gezwungen sähe, die Thüre der Direktionsloge in seinem Lessingtheater erweitern zu lassen und dem Reifrock der Frau Gemahlin zu Liebe in der zweiten Reihe zu sitzen.

Neu ist die Waffe, mit der die young gentlemen von New-York kämpfen. Den Damen, die nach der Mode sich kleiden, die Ehe und nicht nur die Ehe, sondern sogar den Flirt zu weigern, ist ein wahrhaft teuflischer Gedanke. Ja, aber — — — —! Alle Gedankenstriche eines jüngstdeutschen Romans würden nicht ausreichen, um die Bedeutung dieses „Aber" genügend hervorzuheben.

Die Macht, welche die Mode über die Menschen ausübt, ist stärker als jede andere, stärker als die des grausamsten Tyrannen, stärker sogar als die eines politischen Parteiführers. Sie zwingt nicht nur den Widerstrebenden in ihr Joch, sondern sie zwingt das Widerstreben selbst nieder, sie heischt und erreicht nicht nur äußeren Gehorsam, sondern überzeugte Nachfolge. Jede Mode verändert die Konturen der menschlichen Gestalt, und jedesmal gewöhnt sich das Auge an diese Konturen: sie werden Maßstab und Richtschnur für den Geschmack, bis ein neuer Umschwung wiederum sie wandelt. Dann beginnt das Spiel von Neuem. Von dieser, ich möchte sagen, suggestiven Kraft der Mode kann Jeder wohl aus eigener Erfahrung erzählen.

Als vor einigen Jahren zuerst die hohen Aermel in die Tracht unserer Damen eingeführt worden, da habe ich mich vom ästhetischen Standpunkt aus weidlich dagegen ereifert. Und ich stehe theoretisch noch heute auf demselben Standpunkt. Der gehobene Aermel verdirbt die schöne Linie vom Hals über die Schultern herab völlig in der Profilansicht verdeckt er dazu noch den ganzen Hals und den Kopfansatz und macht aus der schönsten Frau eine Karrikatur. Die Mode machte ihren Weg trotz meines Protestes, was mehr ärgerlich als wunderbar war. Das Wunderbare sollte erst kommen. Ich begegnete eines Tages einer mir sehr wohl bekannten Dame Ich erkannte sie von Weitem und war sehr erstaunt, sie, die sonst stets so trefflich sich zu kleiden wußte, recht unvortheilhaft aussehend zu finden: altfränkisch und dürftig in der Figur. Vergebens suchte ich herauszufinden, woran das lag, und erst als sie vorüber war und ich mich noch einmal nach ihr umsah, ward mir die Ursache klar: sie trug keine hohen Aermel. Was ich in der Theorie gepriesen hatte, war mir in der Wirklichkeit nicht nur auffallend, sondern geradezu unschön erschienen. Die schöne Schulterlinie, die mich hätte entzücken müssen, hatte ich überhaupt gar nicht bemerkt. Die Mode hatte eben meine Art zu sehen verändert, und das Auge verlangte dort einen Höcker zu sehen, wo es ihn vor Kurzem verabscheut hatte.

Wie stark diese suggestive Kraft ist, dafür spricht mehr als alle Erörterungen der Umstand, daß selbst die Künstler bei der Bildung der nackten Gestalt, sich ihrem Einflusse nicht ganz entziehen können. Sehr deutlich wird das z. B. im späten Mittelalter. Damals herrschte die Mode, den Leib durch Ausstopfung künstlich zu erhöhen, und diesen unnatürlichen Kontur, der so entsteht, finden wir bei den nackten Gestalten in der Kunst wieder. Und ein Beispiel aus der Gegenwart! Auf dem Giebel des Konfektionshauses V. Manheimer in Berlin lagern zwei nackte weibliche Gestalten. Sie wären sicher nicht so — so — „doppelgelbstern" ausgefallen, wenn das Haus ein paar Jahre später und nicht in der Blüthezeit der englischen Mode errichtet worden wäre.

Sicherlich werden die young gentlemen von New-York sehr bald dieselbe Erfahrung machen. Die Damen werden sich durch ihre furchtbaren Beschlüsse nicht hindern lassen, die moderne Tracht anzulegen, denn sie wissen aus Instinkt, was wir aus Ueberlegung wissen. Uebrigens haben es die Herren sehr bequem. Sie werden einfach in ihrem Beschluß das „nicht" streichen, so daß er dann besagen wird, Ehe und Flirt solle nur den Damen zu Theil werden, welche die neue Mode — mitmachen, und alles ist in bester Ordnung.

Also es ist nichts mit dem Kampf gegen die Mode. Er ist völlig aussichtslos, denn Frau Mode hat die Kraft, wie die Heldin eines Marlitt'schen Romans aus dem grimmigsten Hasser einen treuen Verehrer zu machen. Man muß sich damit trösten, daß der Kluge nachgiebt. Das ist nicht unhöflich gegenüber den Damen, denn auch die Männertracht ist der Mode unterworfen, wenn auch bei ihrer Einfachheit nicht in dem Maße, wie die reichere Kleidung der Frau.

Mit dem Vorwurf, daß eine Mode „häßlich" ist, lassen sich die Frauen schon deshalb nicht schrecken, weil sie das unbestreitbar richtige Gefühl haben, daß es schlechterdings kein Kostüm giebt, in dem eine Frau von Geschmack nicht reizend aussehen kann. Geschmack ist eben für die Frau nichts anderes, als die Gabe, die modische Kleidung ihren persönlichen Vorzügen und — — Mängeln nach umzuwandeln.

Gröber ist es, wenn man gegen eine neue Mode, wie es jetzt vielfach wieder geschieht, mit der Behauptung kämpft, sie sei „unanständig." Auch dieses Mittel ist fast gegen jede neue Mode gebraucht worden. Die eingebürgerte Tracht hat aber allemal als anständig gegolten, so daß immer dieselbe Mode heute unanständig und in ein paar Jahren anständig war. Uebrigens ist Anstand ein konventioneller Begriff, und es ist eine Thatsache, daß Tracht und Moral nichts mit einander zu thun haben. Wir kennen Zeiten, die bei einer nach unseren Begriffen höchst unanständigen Tracht sehr streng auf Zucht und Sitte hielten, und Zeiten, die eine fast klösterliche Tracht und eine sehr laxe Moral hatten. Man denke auch an die heutige Hoftracht! Die Damen erscheinen bei Hofe so stark dekolettirt, wie man es sich in keinem bürgerlichen Kreise gestatten würde, und doch wird Niemand behaupten wollen, daß sie deshalb moralisch tiefer ständen.

Warum die verflossene englische Mode mit ihrem starken Hervorheben aller Körperformen anständiger sein soll als der Glockenrock, ist nun ganz sicherlich schwer einzusehen. Man könnte wohl mit größerem Recht das Gegentheil behaupten.

Ja, wenn man einem Franzosen des 16. Jahrhunderts gesagt hätte, der Glockenrock oder Reifrock sei unanständig, er hätte den Sprecher sicher für einen Verrückten gehalten. Denn die Franzosen glaubten das Gegentheil und nannten den Reifrock vertugalle d. i. gallische Tugend oder geradezu vertugadin d. i. Tugendwächter. Und daß es damit ernst war, beweist die Thatsache, daß die Damen damals ängstlich alles Nackte verhüllten, mit hohen Krausen sogar den Hals, daß nur Gesicht und Hände unbekleidet blieben.

So wird also sicherlich auch die kommende Mode, die man als unschön und unanständig heute bekämpft, binnen kurzem als schön und anständig gegen die wiederkehrende enge Mode vertheidigt werden, die ihr jetzt den Platz räumt.

Im Uebrigen paßt es ja zu dem Stil der neuen Mode, daß die Frage ihrer Einführung so aufgebauscht worden ist. Ebenso pflegt die Schleppenfrage allemal viel Staub aufzuwirbeln. Unnöthig ist beides.

---

* **Ueber das Ringtragen** seit Einführung des Christenthums wurden kürzlich der Akademie der Inschriften in Paris folgende interessante Mittheilungen gemacht. Schon in dessen Urzeiten erhielt der Bischof bei seiner Einsegnung einen goldenen Ring mit den übrigen Abzeichen seiner Würde. Die Aebte großer Abteien erhielten ausnahmsweise die Ermächtigung und Auszeichnung, einen Ring tragen zu dürfen. Die Frauen hatten sich nach dem Stande ihrer Väter zu richten und die hergebrachten Gewohnheiten zu beobachten. Bei der Verheirathung folgten sie dem Stande ihrer Gatten. Nur betreffs des Trauringes waren sie einer Regel unterworfen, indem dieser von Silber sein sollte. Indessen wurden viele Ausnahmen gestattet Aus der gallo-römischen Zeit sind mehr goldene als silberne Ringe aufgefunden worden. Merkwürdig ist aber, daß schon bei den Römern kein bestimmter Finger zum Ringtragen bezeichnet war. Es war Sache der Mode, an welchem Finger und an welcher Hand die Ringe getragen wurden. Erst als die Ringe sehr kostbar geworden, wurden sie vorzugsweise am vierten Finger der linken Hand getragen, da sie an der mehr gebrauchten rechten Hand auch mehr ausgesetzt sind. Nur der bischöfliche Ring wurde am vierten Finger der rechten Hand getragen. Als Ausnahme wurde das Beispiel einer Braut angeführt, welcher der Trauring an die rechte Hand gesteckt wurde.

* **Heiteres.** Aus einem Nachrufe. „Der Verstorbene war langjähriges Mitglied der Schützengilde und hielt bis zu seinem Ende treu zu der Fahne, zu der er gratis die gestickten Seidenbänder geliefert hatte."

Grund zur Liebe. Die Erbin (zögernd): „X. ist eine passendere Partie für mich als Sie."

Er: „Ja; aber er liebt Sie nicht so sehr als ich."

Sie: „Warum nicht?"

Er: „Er ist nicht so arm wie ich."

Eine Todsünde. Er (nachdenklich): „Wenn ein Mann zweimal heirathet, welches Weib nimmt er dann mit sich, wenn er einmal in den Himmel eingeht?"

Sie (die ihn liebt, träumerisch): „Keines. Ein Mann, welcher zweimal heirathet, kommt nicht in den Himmel."

Scherzfrage. Was läßt sich nicht mit Worten ausdrücken?

Ein nasser Schwamm.

Verantwortlicher Redakteur: E. R. Liebscher in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.